



Die Frau

ohne Mund

Von Gustav Meyrink

Einen Arzt fragen? Lächerlich! Er würde meine Milz untersuchen, ob ich nicht etwa an Leukämie litte. Würde er mich verstehen, wenn ich ihm anvertraute: es begann damit, daß ich an einem trüben Novembermorgen nach einer, wie immer traumlos verschlafenen, Nacht als ein Veränderter erwachte, — als ein ohne erkennbare Ursache Einsamgewordener, als ein Mensch, der urplötzlich aus einer Welt voll Freuden und Genüssen hinweggeglitten ist und ihre Klänge nur mehr vernimmt wie ein höhnisches Echo aus dem Abgrund einer tausendjährig versunkenen, wahn erfüllten Vergangenheit? Würde er meine Qual begreifen, wenn ich ihm sagte: ich gehe umher wie in

eine gläserne Hülle gebannt, durch deren lichtbrechende Wandung die Bilder der äußern Welt in meine Sinne fallen: verzerrt, grauenhaft im Anblick und dennoch nackter in ihrer Wahrhaftigkeit, als daß ein durch den Alltag abgestumpftes Auge die Fäulnis sehen könnte? — Wie könnte ich einem Mann der Wissenschaft klar machen: ein Etwas steht hinter mir seit jenem Novembertag, wo es doch gar nicht hinter mir steht, sondern vor mir, neben mir, über mir, um mich herum — ich weiß nicht wo! Es ist mir näher als der Raum, den ich ausfülle mit meinem Körper. — Ist es möglich, daß man jenseits des Styx — im Tiefschlaf — Dinge erleben kann, die unserm Wesen so urfremd und unfaßbar sind, daß unser Gedächtnis sie nie ergreifen wird? Hat uns der Tag so blind gemacht, daß uns der Schlaf wie lichtloser Tod erscheint? —

Als ich noch ein Kind war, fand ich eine schöne, grüne Raupe, und man sagte mir, ein wunderbarer Nachtfalter würde daraus, wenn ich sie pflegte und fütterte. Eines Morgens war sie tot und ich sah mit Entsetzen, wie ein scheußliches schwarzes Insekt mit ovalem maullosem Kopf und langen Spinnenbeinen und dünnem Leib und gläsernen Flügeln aus der